Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 47

Artikel: Herbst-Reflexionen

Autor: Bünzli, Martha

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648645

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nerstag, des Studenten schulfreier Nachmittag, zu einem Fest, wenn er mit ihnen hemdärmlig, das Werkgerät über der Schulter, zur Feldarbeit auszog. Segen der Arbeit, wenn sich zum Händewerk der Seele frommer Sinn gesellt — — —!

Regina — war es ihr nicht, wenn sie verschnaufend auf die Arbeit des künftigen Priesters schaute — nein, eine solche Torheit war der nüchternen und praktischen Regina fremd — — ja, es war kindisch, aber sie mußte daran denken: Die Erde, welche von seinem Spaten gelockert worden, bringe den Samen rascher zum Keimen, der Samen, den seine weiße und dennoch kräftige Männerhand gestreut, gehe üppiger auf denn anderer. — — — Warum denn nicht? Alles Gedeihen kommt wie Sonnenschein und Regen ja vom Himmel.

Und wirklich: Nach dieser einen schweren Heimsuchung durch den Wasserfluß segnete der Herr die Arbeit auf Hofstetten wieder sichtbarlich.

Mit dem Einzug des Studenten bekam das hohe Lied der Arbeit eine neue Note. Es hatte ehe nur auf den schweren, brummigen Tasten des Bauernlebens gespielt, nun flocht der Wendelin die leisen, flötenden, himmlischen Töne der Wissenschaft hinein. Er lag vor ihr auf den Knien und betete sie an. Jedes neue Licht, das sie ihm aufsteckte, setzte er in einen jubelnden Akkord um. Er rang mit ihr wie ein Riese mit der beflügelten, schlangenweichen, leichten, goldglänzenden Nixe ringt, er schwerfällig, sie hundertfüßig, lächelnd und seiner spottend. Glaubte er einmal ihr Wesen mit fester Hand erfassen zu können, entschlüpfte sie ihm tausendmal und ihm blieb nur das sehnsüchtige, süße Nachschauen: eine himmlische Gestalt unter Schleiergewändern mit bloßen Füßen in ewige Fernen entschwebend, lockend und wunderbar auch aus der Ferne zu schauen.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst-Reflexionen.

Wiederum vollzieht sich das große Sterben in der Natur; ein Sterben in Schönheit! Kein Baum, der nicht sein schönstes Festgewand hervorgeholt hätte zu dieser Verwandlung. Heute noch in den individuellsten Farben prangend — morgen schon kahle, nackte, zum Himmel emporgereckte Baumgerippe und -arme, ausgewischt alle Unterschiede; alle sind sie gleich im Tod!

Ein alljährlich wiederkehrendes Gleichnis. Der Mensch, der stumpf daran vorübergeht, muß entweder für alle Wunder taub oder aber in großer, innerer Not, in Angst sein. Aus dieser Angst-Not macht er eine Tugend, verschließt sich der gewaltigen Sprache Gottes und macht die Augen zu. Aber diese Vogel-Strauß-Politik trägt ihn nicht über die furchtbare Wirklichkeit hinweg. Die Natur redet eine deutliche, gewaltige Sprache und jeder, ohne Ausnahme, versteht sie, wie er sich auch dagegen wehrt. Was ist denn mit uns Menschen? Ist es richtig, daß wir Menschen und — wie eine reiche Beobachtung lehrt sogar die alten Menschen — sich vor dem Tode fürchten, lieber gar nicht an ihn denken? Sollte uns nicht im Gegenteil das Leben mit seinen Mühsalen reifen und dazu vorbereiten, daß auch wir — den Bäumen gleich, aber mit festlich gekleideter Seele den Tod erwarten können? Welch dunklen, verwirrenden Mächten sind wir denn anheimgefallen, wir, das aufgeklärte, nüchterne, streng logisch denkende Menschengeschlecht des 20. Jahrhunderts? Wie kommt es denn, daß uns gerade in der für jeden Einzelnen wichtigsten Situation das klare Denken abhanden kommt? Wäre denn nicht einzig normal, nein, sogar einzig würdig für den Menschen, die Krone der Schöpfung Gottes dies, daß er sich von Jugend auf bewußt sein möchte, daß unser Leben, das uns in seinen Bedingtheiten nie restlos glücklich sein läßt, auch nie und nimmer etwas Endliches und damit etwas Fertiges sein kann; denn: wären wir im Leben — und zwar am strengsten Gewissen gemessen einfach wunschlos glücklich, so dürfte das für uns wohl heißen, daß unser irdisches Dasein Selbstzweck, Endzweck ist. Wo ist aber der Erdenbürger, der zu behaupten wagte, sein ganzes Leben in diesem dauernden Glückszustand verbracht zu haben? Kommen wir nicht gerade dann, wenn wir die strengste und härteste Denkarbeit leisten zu dem Schluß, daß all das, was wir im Leben tun, nur Stückwerk und daß unser Leben selber bloß ein großes Stückwerk ist?

Bei dieser furchtbaren Erkenntnis entringt sich ein Gedanke, nein ein Wunsch, oder nein, noch mehr, ein Gebet meiner Seele: Großer Gott, allmächtiger Herr über Leben und Sterben, laß mich deine ewige Gnade darin erkennen, daß du mir meine Augen öffnest, meine Sinne weitest, all die mir anvertrauten Talente dazu schärfst, um zu begreifen und zu erkennen, daß die täglichen Wunder und die Gleichnisse in der Natur deine Sprache sind, mit der du zu uns redest, und daß du uns durch diese Wunder ein großes Wunder ahnen läßest, wenn wir gelernt haben werden, unsere Seele zu schmücken für die letzte große Verwandlung.

Martha Bünzli.

Andrew Carnegie.

Zum 100. Geburtstag, 25. November 1935.

Der amerikanische Großindustrielle und Stahlkönig Andrew Carnegie, dessen Geburtstag sich in diesen Tagen zum 100. Male jährt, ist sicher den Lesern der „Berner Woche" wenigstens dem Namen nach bekannt. Sie haben schon etwas von den ungeheuren gemeinnützigen Stiftungen des Mannes gehört, die 350 Millionen Golddollars überstiegen, wissen, daß beispielsweise Lebensretter von der Carnegie-Stiftung Auszeichnungen erhalten, daß Familien von Leuten, die bei einer Lebensrettung selbst verunfallten, daraus unterstützt werden. Das Leben Carnegies liest sich wie ein Roman. Er hat es vom einfachsten Fabrikarbeiter und Depeschenträger zum Multimillionär emporgearbeitet, ganz aus eigener Kraft, wurde der allmächtige Stählkönig, was man in einer Zeit, die Riesenvermögen zertrümmert, auch wieder einmal hören mag. Viel nachhaltiger aber wirkt die Kunde, daß dieser Mann eines Tages plötzlich fand, er habe nun genug Reichtümer geäufnet, es sei jetzt an der Zeit, sich mit der Verteilung dieses Reichtums zu befassen. Und er fand dabei, daß das unendlich schwerer und anstrengender war, als das Sammeln des Reichtums. Ein eigenartiges Menschenschicksal!

Die Eltern von Andrew Carnegie wohnten in Dunfermline in Schottland, waren einfache, arme, aber geistig sehr regsame Menschen. Der Vater war Weber. Als die Webmaschinen ihren Siegeszug begannen, konnten die kleinen Handwebereien, wie Vater Carnegie eine besaß, nicht mehr konkurrieren. Der Verdienst blieb aus, Schmalhans wurde Küchenmeister, bittere Not hockte in den Fenstern. Nun hatten die Carnegies Verwandte in Pittsburg in Amerika, die schrieben, die Familie möchte über das große Wasser kommen, es werde sich in der „Neuen Welt" schon ein Plätzchen finden. Es fehlte aber am Gelde zur Ueberfahrt, und man mußte 20 englische Pfund entlehnen. Am 17. Mai 1848 trat die Familie mit dem langsamen Segler „Wis-